

Wolfgang Reisinger, Wien

Klassik oder Rockmesse

|| Zwei Jahre als Kirchenmusiker in den USA

Eine Premiere

Mozarts Krönungsmesse am Ostersonntag 2003 – ein lang gehegter Traum stand vor dem Wahrwerden. Oft hatte ich sie dirigiert, allerdings in einem Land, wo sie nicht nur komponiert wurde, sondern wo sie beinahe jedes Kind mitsingen kann. In Österreich als Inbegriff festlicher Sakralmusik der Wiener Klassik mit ihren Hauptvertretern Haydn, Mozart und Beethoven fast zu Tode aufgeführt, wurde die Krönungsmesse in den Vereinigten Staaten plötzlich zu etwas Einmaligem, Exotischem, zu einem besonderen Kulturimport, nach dem viele Familien eine Art Hunger entwickelt hatten. Viele Einzelgespräche bestärkten in mir diese Einmaligkeit, hier Mozarts Messe von 1778 mit ihrer legendenumrankten Entstehungsgeschichte zu hören. Ich erinnere mich noch lebhaft an die bis auf den letzten Sitz- und Stehplatz gefüllte Kirche; auch davor standen noch Leute, um etwas von dieser Musik zu hören.

Dafür musste nicht nur die Kirche umgebaut werden, denn ohne Podium für den Chor, den man bislang in Kirchenbänke gesteckt hatte (freilich unter dem Vorwand, so besser zeigen zu können, dass der Chor Teil der Gemeinde sei), und eine Fläche für das umfangreiche Orchester mit Oboen, Hörnern, Trompeten, Pauken und Streichern wäre hier gar nichts gegangen. Dies brauchte auch Vorbereitungsarbeit, denn es gab Kritik am Aufwand, dessen diese Musik trotz all ihrer Klangs Schönheit nun einmal bedarf.

Den Chor von der weltweit wohl einmaligen Schönheit dieser Messe zu überzeugen war verhältnismäßig leicht. Schwierigkeiten betrafen eher den technischen Bereich: die Korrektur der amerikanisch-romanisierten (und damit nicht authentischen) lateinischen Aussprache; die Mozart eigene Phrasenbildung, die, trotz all ihrer musikalischen Logik, den Sängern zuerst ein wenig fremd erschien; die Tatsache, dass ein Orchester unabdingbar ist (stand doch ein Konzertflügel neben der Orgel zur Verfügung, den man bislang als Substitut für Orchestermusiker herangezogen hatte, teils aus Kostengründen, teils aus Mangel an geeigneten Musikern). Man sieht also: Ohne Überzeugungsarbeit geht gar nichts. Das musikalische Resultat ließ sich hören: Das Geheimnis der Auferstehung des Herrn hätte man an diesem Tag wohl kaum besser feiern können, denn der festliche Charakter der Musik blieb nicht bei den Ausführenden, er übertrug sich auf die gesamte feiernde Gemeinde.

Knapp zwei Jahre zuvor war ich in die USA übersiedelt, um dort an der University of Kansas mein Doktorat in Orgel zu machen und am St. Lawrence Catholic Campus Center als Director of Music (Organist und Chorleiter) zu arbeiten. Für die Dauer dieses Unternehmens wurde ich als Kirchenmusikreferent für Wien und Lehrer am Diözesankonservatorium für Kirchenmusik beurlaubt. Nicht eine Minute habe ich diese Phase meines Lebens bereut.

Vieles wäre über meine Erlebnisse und Eindrücke in meinem Gastland zu sagen, doch ich beschränke mich auf die musikalischen Erfahrungen als Student und Kirchenmusiker. Europäer befällt hier ein Kulturschock. Klassische Musik und ausreichendes Wissen über sie gehört sicherlich nicht zu dem, was man sich von Kansas, auch nicht von seinen Chorsängern, erwarten sollte. Während sich meine Sänger in Wien vielleicht darüber langweilten,

was ich ihnen über Mozarts Messen erzählte, so freute sich mein amerikanischer Studentchor über jedes noch so grundsätzliche Wort zu Haydn oder Schubert, denn in der High School werden solche Kenntnisse kaum vermittelt.

Gerade diese Form der unabsichtlichen Ignoranz ist es, mit der Europäer sich schwer tun. Wir haben durch unsere Geschichte, aber auch durch unser Leben in und mit unserer Tradition vieles mitbekommen, das wir als selbstverständlich erachten. Wir schätzen das Echte um seiner selbst willen, aber auch wegen seiner Fähigkeit, Heiliges zu vermitteln und auszudrücken. Deshalb wird immer das Original die Kopie lächerlich erscheinen lassen, vorausgesetzt, man hat den Wert des Originals verstanden und schätzen gelernt.

Besonders gilt dies für die Musik: Wie schrecklich wäre eine noch so perfekte CD-Begleitung unserer Gemeindelieder, ein digitales Sampling von Kirchenglocken, ja, auch der Ersatz von Pfeifenorgeln durch elektronische Instrumente. All dies geschieht zum Teil in Amerika. Blumen werden durch Plastikgestecke ersetzt, und an den Altären brennen Plastikkartuschen statt Wachskerzen. Gerade als Musiker merkt man aber, wie sehr, auch in den USA, die Sehnsucht der Menschen nach dem Echten und Wahren besteht, und wie sehr die feiernde Gemeinde es schätzt. Dass manchmal dazu ein wenig Erziehungsarbeit notwendig ist, sei es vom Klerus oder vom Kirchenmusiker, darf vom eigentlichen Ziel nie ablenken. Wenn das Billigste für den Gottesdienst gerade gut genug ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Glaubwürdigkeit der Liturgie ins Wanken gerät.

In Amerika wird oft nach dem Zweck bzw. der Funktion gefragt – ein Warenhaus z. B. dient dem Zweck des Verkaufs und muss demnach *per se* mit Schönheit nichts zu tun haben. Als ich vor Jahren meinen Chor anlässlich einer Wien-Tournee zum Schloss Schönbrunn führte, fiel einem Mädchen nach der Umrundung des Schlossgebäudes die Gloriette auf dem Hügel dahinter auf. „What’s that for?“, höre ich sie heute noch sagen. Ich musste kurz nachdenken, denn ein wirklicher Zweck fiel mir nicht ein. Auch hätte ich wohl nicht zuerst nach dem Zweck eines Gebäudes, das durch seine Schönheit allein besticht, gefragt, denn die Schönheit, die „das Auge erfreut“ (vgl. Sir 40,22), müsste doch genügen. An diesem Tag habe ich den kulturellen Unterschied im Aufwachsen vieler junger Menschen begriffen und mich fortan bemüht, auch den amerikanischen Studierenden unsere Sicht der Dinge nahe zu bringen. Ich meine, diese jungen Menschen sind verändert wieder in die Staaten zurückgekehrt.

Momentaufnahme der letzten Jahre

Der Gemeindegesang als solcher ist gefährdet. Mehr und mehr komme ich zur Erkenntnis, dass es um das Singen der Gemeinde nicht nur in katholischen Gemeinden meines Heimatlandes Österreich schlecht bestellt ist (es sei denn, wir können das betreffende Lied seit der Kindheit auswendig, dann hört man als Organist schon einmal ein herzerfrischendes Singen seiner Gemeinde), auch in vielen amerikanischen Gemeinden war es so. Leider muss man hinzufügen: Je jünger das Publikum, desto leiser bzw. unhörbarer der Gesang (schließlich ist Singen ja „uncool“ . . .). Bei Familienmessen mit gemischtem Publikum zeigte sich jedoch ein weitaus besseres Resultat, an dem ich mich Sonntag für Sonntag erfreute.

In äußerst polemischer Weise, aber dennoch treffend charakterisiert Thomas Day diesen Umstand in seinem Buch „Why Catholics can’t sing“.¹ Schon einleitend erwähnt er, dass

¹ TH. DAY, *Why Catholics can’t sing. The Culture of catholicism and the triumph of bad taste*. New York 1990; 2004.

50 Anglikaner mehr Lautstärke entwickeln als 300 junge Katholiken. Und recht hat er. Diese Situation der amerikanischen Kirche (die europäische, besonders die österreichische und deutsche hat er selbst noch als vorbildhaft erlebt) führt er darauf zurück, dass der amerikanische Katholizismus von den Iren begründet wurde, die selbst in ihrer Heimat unter Verfolgung litten und deshalb ihre Gottesdienste möglichst rasch und möglichst leise, darum ohne Musik abhalten mussten. Diese Einstellung dürfte gerade in Amerika überlebt haben. Ich zweifle allerdings an der Allgemeingültigkeit dieser Aussage. Vielmehr dürfte der Hauptgrund der sein, dass die Kirche das Singen und Musizieren im Allgemeinen als essentielles Feierelement (noch) nicht ernst nimmt. Auch wird die emotionelle Kraft der Musik, die dem Wort hoch überlegen ist, unterschätzt. So bleibt etwa der Antwortpsalm ein Stiefkind unserer Liturgie; er wird meist vollzogen, weil der neue Messordo es so vorsieht und nicht weil die Musik uns aus dem Herzen spricht.

In Amerika widmeten wir dem Psalm besonderes Augenmerk. Einfache Modelle, die unseren gängigen Behelfen (siehe B-Versionen des Kantorenbooks) entsprechen, begeisterten weder Sänger noch Gemeinde. Das erschwerte die Rekrutierung der begabtesten Sänger und Sängerinnen, die begreiflicherweise in den Stücken die musikalische Substanz vermissen. Darum begann ich, jede Woche neue Antwortpsalmen zu komponieren – meist für Kantor und obligate Orgel, manchmal auch für zwei Kantoren oder ein Soloinstrument ad libitum. Der Stil dieser Gesänge schwankt zwischen Neoromantik und Jazz, wobei viele Verse auf dem neben der Orgel platzierten Flügel begleitet wurden, der Kehrsvers hingegen immer von der Orgel durch meine Assistentin. Im Jänner 2004 wurde dieser umfangreiche *St. Lawrence Psalter*² mit den Antwortpsalmen für alle drei Lesejahre in englischer Sprache fertig gestellt. Sie hätten die Gemeinde sehen sollen: Der Antwortpsalm wurde zu einem besonderen Element der Liturgie und seine musikalische Gestaltung zu einem Highlight des Feierns, denn die Neuschöpfung gab jedem Sonntag ein Symbol des Einzigartigen und lenkte von den gleich bleibenden Elementen der Liturgie (die gerade bei jungen Menschen auf Kritik stoßen) ab.

Klassik oder Neues Geistliches Lied (NGL) – Traditionals or Contemporary Music?

Würden auch Sie das eine gegenüber dem anderen bevorzugen? – Wie sieht Kirchenmusik in amerikanischen Pfarren aus? Gerade das habe ich kurz vor der Vollendung dieses Artikels mit Kollegen aus New York und Missouri diskutiert, die mir rieten zu schreiben, ihre Kirchenmusik sei „in bad shape“, also in schlechtem Zustand. Woher diese negative Grundhaltung?

Nun, die meisten Pfarren in Amerika haben es aufgegeben, in der Musik die gesamte Bandbreite vom Choralhochamt bis zur Rockmesse abzudecken. Die USA sind ein riesiges Land, dementsprechend lang könnte die musikalische Menüauswahl sein. Viele Kirchen ziehen es aber vor, nur wenige Sparten zu bedienen oder, im Sinne kategorialer Seelsorge, eine traditionelle Messe mit Orgelbegleitung für Familien anzubieten und eine Messe mit popiger Sakralliteratur (mehr zum Anhören als zum Mitsingen) für die Jugendlichen. Genau dies versuchte ich bei meiner Arbeit zu vermeiden: In Lawrence wurden in den Gottesdiensten regelmäßig zwei Liederbücher verwendet, *Worship*³ (traditionell) und *Gather*⁴ (NGL). Wir kombinierten Traditionelles mit Neuem, ohne damit einen musikalischen

² Das erste Heft erschien 2006 bei Carus Verlag, Stuttgart, Nr. 19.110.

³ *Worship*. A hymnal and service book for Roman Catholics. Chicago ³1986.

⁴ *Gather*. Chicago ²1994.

Bruch zu erzeugen. Die Verwendung eines Klaviers gab uns den Vorteil, auch ganz Modernes adäquat begleiten zu können. Dabei erhielt die Improvisation breiten Raum.

Auch Randsparten kirchlicher Musik finden in einem so großen Land mit ausgeprägter christlicher Tradition ihr Publikum: die (vorkonziliare) lateinische Messe mit Choralschola ebenso wie, wenn auch nur sehr vereinzelt, unsere klassische Tradition. Besonders in den Kathedralkirchen ist diese anzutreffen, zumindest an den hohen Feiertagen. Erstaunlicherweise gibt es dort auch ein blühendes Chorleben mit unterschiedlichsten Ensembles. Manchmal sind Chöre an eine bestimmte Messe gebunden.

Eines der Markenzeichen katholischer Kirchenmusik in Amerika ist St. Ignatius in New York City. Nicht nur wegen ihrer phantastischen Kirchenorgel, sondern auch wegen ihrer Chortradition zieht diese Kirche vor allem junge Menschen an. Abends ist modernere Literatur angesagt, aber die Qualität stimmt; etwas, das man hierzulande oft vergisst: Musikalische Qualität ist nicht eine Frage des Instruments (Orgel versus Gitarre).

Erschreckt zeigen sich daher oft meine amerikanischen Kollegen, wenn sie in Österreich Jugendmessen hören und feststellen, dass wir dieselben Fehler machen wie sie in den siebziger Jahren . . . Wenn man junge Menschen musikalisch dort abholen möchte, wo sie stehen, so könnte man das auch durchaus qualitativ tun. Und vergessen wir nicht: Viele Menschen wollen in der Kirche gerade das nicht hören, was sie ständig im Hintergrund als Berieselung wahrnehmen, sondern eben Musik, die nicht von dieser Welt ist, und für sie haben große Komponisten durch die Jahrhunderte immer wieder gesorgt. In der anglikanischen Kirche Amerikas hat man dies beispielsweise erkannt; dort zählt der Grundsatz „wenn’s die Kundschaft halt verlangt . . .“ gar nichts. Der Qualitätsanspruch gilt da für Gemeindegottesdienste ebenso wie für Sakramentenfeiern. Viele Katholiken in den USA haben dies bereits als vorteilhaft erkannt und setzen sich, auch finanziell, für gute Musik ein. Und so muss man sich nicht rechtfertigen, wenn man als Beruf „Organist“ oder „Kirchenmusiker“ angibt.

Arbeit am St. Lawrence Center

Msgr. Vincent Krische, der Rektor des St. Lawrence Catholic Campus Center, lud mich im Oktober 2000 ein, mir ein genaues Bild von meiner künftigen Arbeitsstätte zu machen. Im Zuge dieses überaus aufschlussreichen Besuchs lernte ich dieses Studentenzentrum auf dem Universitätsgelände der University of Kansas (KU) als landesweit größtes und mit Abstand erfolgreichstes seiner Art auf dem Gebiet katholischer Studentenseelsorge und Ausbildung kennen. Aus allen Bundesstaaten kommen Besucher, um seine Arbeitsstrategien zu studieren. Was auch immer Studenten an der Universität belegen, sie müssen dafür eine erkleckliche Summe Geld aufwenden. Das St. Lawrence Center hat zum Ziel, sie zum „best parishioner“ zu machen, d. h., ihnen Kurse in Theologie, Liturgie und Musik anzubieten, damit die Studenten, wenn sie in ihre Pfarren zurückkehren oder in anderen später tätig werden, eine gediegene Ausbildung und hervorragendes Wissen besitzen und damit zu wertvollen Multiplikatoren werden. So manche haben deshalb eine Laufbahn als Pastoralassistent oder Kirchenmusiker eingeschlagen. Und im Gegensatz zur Universität sind im St. Lawrence Center alle Ausbildungsgänge für die Studenten grundsätzlich kostenlos. Dafür arbeiten mehrere Leute ganztätig, um die notwendigen Mittel mittels „fundraising“ aufzutreiben.

Wie sieht nun die Arbeit eines „Director of Music“ aus? Zu Anfang galt es, einen oder mehrere Chöre für die Liturgien aufzubauen. Erwartungen und Anforderungen waren dabei

hoch, würde doch ein europäischer Chorleiter mit Erfahrung auf diesem Gebiet hohe Ansprüche stellen. Traditionell waren bis zu drei kleinere Chöre an jeweils einen Sonntagsgottesdienst fix gebunden. Dazu muss man bemerken, dass wir bis zu sechs Sonntagsmessen (8.00, 9.30, 11.30, 16.30, 20.30, 22.00 Uhr) plus eine Vorabendmesse (16.45 Uhr) anboten. Dieses Angebot wurde ebenso von den Studenten wie von der so genannten „permanent community“ (Erwachsene und Familien mit meist irgendeiner Verbindung zur Universität) intensiv genutzt. Zum Teil zählten wir pro Gottesdienst 300 Besucher und mehr. Trotz der strengen Trennung von Staat und Kirche (Kruzifixe oder Christbäume an einer Universität wären absolut undenkbar) gehört das spirituelle Leben im wahrscheinlich am meisten religiösen Land der Erde zum fixen Wochenablauf. Auch zu den Wochentagsgottesdiensten fanden sich regelmäßig 50 bis 60 junge Leute ein.

Bald stellte sich heraus, dass man trotz des hohen stimmlichen Potentials mancher Sängerrinnen und Sänger (ja, auch in Amerika ist es schwieriger, Burschen zu rekrutieren) die Kräfte bündeln müsse. Aus drei Chören wurden zwei, später wurde daraus ein großer Chor, der meist bei beiden Hauptgottesdiensten am Sonntagvormittag Dienst tat. Und statt wöchentlich ein oder zwei relativ einfache chorische Pflichtstücke abzuliefern, was kaum Zeit ließ, um interessantere Literatur zu studieren, trat der Chor zunehmend alle zwei Wochen auf. Für die anderen Sonntage konnte ich hochbegabte Solisten und Instrumentalisten gewinnen, die sich mit mir um die Musik der Liturgien annahmen – und das gratis, denn die Mitwirkung an einem Gottesdienst wird, zumindest am St. Lawrence Center, als liturgischer Dienst angesehen und daher nicht bezahlt.

Das Repertoire umfasste leider wenig A-cappella-Literatur, da jedes Semester einen ordentlichen „turnover“ (Besetzungswechsel) für den Leiter bereithält. Ansonsten wurde zeitgenössische amerikanische Literatur ebenso studiert wie englische Romantik und klassisches Repertoire. Als Bindeglied und als Unterstützung fungieren dabei so genannte „choral scholars“, begabte Studenten, die wertvolle Motivationsarbeit leisten und als Stimmführer das Einstudieren erleichtern, denn Blattsingen beherrscht man höchstens rudimentär. Ebenso kümmern sie sich um administrative Belange wie die Organisation der Chorbibliothek und leisten vorbildliche Arbeit als Kantoren. Für diese Tätigkeit erhalten sie ein ansehnliches Stipendium, im Gegenzug stehen sie dem St. Lawrence Center für 8 bis 10 Stunden wöchentlich zur Verfügung.

Die Rolle des Kantors

Einer der erfreulichsten Aspekte war die Arbeit mit den über 20 Kantoren des St. Lawrence Centers. Für meine Tätigkeit auf dem Gebiet der Kantorenausbildung sollten diese Erfahrungen einen nachhaltigen Effekt haben.

Zum einen erscheint hier die Rolle des Kantors gegenüber unseren Vorstellungen modifiziert und aufgewertet. Der Kantor fungiert als tatsächlicher Leiter des Gemeindegesanges. Dies geht nicht so weit wie in Frankreich, wo Kantoren mit Strahlemiene und metergroßen Dirigierbewegungen zum Mitsingen einladen und die Gemeinde beinahe wie einen Chor führen. Am St. Lawrence Center singt hingegen der Kantor sämtliche Gemeindegesänge mit und zeigt dies durch Heben der linken Hand an, während dies bei solistischen Gesängen unterbleibt.

Zwar erforderte die gute Ausführung dieser jede Woche neu erstellten Gesänge eine vermehrte Probenarbeit (30–45 Minuten pro Kantor in der Wochenmitte, ca. ebenso viel Zeit unmittelbar vor jedem Gottesdienst), Motivation und stark verbesserte Leistungen der Kan-

toren bestätigten den Weg genauso wie die überaus positiven Reaktionen der Gemeinde, die immer wieder mit Spannung die wöchentliche „Uraufführung“ erwarteten.

Nicht unerwähnt bleiben soll dabei das Sich-Zeit-Lassen im Gottesdienst: Kein Kantor geht zum Ambo, bevor sich der Lektor niedergesetzt hat (und umgekehrt). Das ist zwar gewöhnungsbedürftig, unterstreicht aber auch die Wichtigkeit des Antwortpsalms und der Lesungen.

Liturgisches Orgelspiel in den Vereinigten Staaten

Durch das intensive Studium bei Prof. Peter Planyavsky in Wien und durch eigene langjährige Erfahrungen auf diesem Gebiet unterliegt man der Gefahr, sich ausreichend gebildet vorzukommen. Auch in dieser Hinsicht war der Aufenthalt am St. Lawrence Center für mich sehr bereichernd.

Zum einen beginnt jeder Gottesdienst mit Musik, fast immer mit Orgelmusik. Nicht mit einem Glockenzeichen, nicht mit einem unpersönlichen Gongschlag, der einen pawlow-schen Aufstehreiz auslöst, sondern mit einigen Minuten Musik, die auf den Gottesdienst einstimmen soll. Während meine Assistentin meist Literatur spielte, wollte ich diese Zeit nützen, um in einer meist anschwellenden Improvisation (Prelude) über das Eingangsglied zu eben diesem hinzuführen. Auf einen kurzen Wink des Priesters, der anzeigt, dass er bereit sei einzuziehen, gibt der Kantor ein kurzes optisches Zeichen, und der Introitus begleitet – wie es sein sollte – den Einzug des Priesters. Dabei ist es selbstverständlich, die Registrierung von Strophe zu Strophe zu variieren und auch die Harmonisierung möglichst an den Stropheninhalt anzupassen. Freilich, die Wiener Schule mit ihrer ausgefeilten Artikulation zur Führung und positiven Beeinflussung des Gemeindegesanges war an meiner Arbeitsstätte noch unbekannt. Diese Erkenntnisse musste ich beim Unterrichten meiner „organ scholars“ (Stipendiaten, die Literatur an der Universität sowie liturgisches Orgelspiel und Improvisation am St. Lawrence Center studieren) immer wieder neu begründen lernen. Viele amerikanische Kirchen haben keine (Pfeifen-)Orgel, das Klavier oder Folkbands werden für liturgische Musik herangezogen. Am St. Lawrence Center stand eine mechanische Orgel mit zwei Manualen und 22 Registern sowie, wie schon erwähnt, ein Steinway-Flügel zu Verfügung. Dementsprechend war Improvisation auf *beiden* Instrumenten gefragt – was auch einem gestandenen Organisten gut tut.

Gesungenes Kyrie und Agnus Dei waren eine Selbstverständlichkeit, leider ebenso die Begleitung mancher Akklamationen, die ich jedoch auf ein Minimum eindämmen konnte (und die in der Fastenzeit ganz verschwanden).

Visionen

Hohe Ziele hat sich Msgr. Vince Krische, der Rektor des St. Lawrence Center, gesetzt. Er träumt von Brückenschlägen nach Europa, von einer noch engeren Zusammenarbeit mit der Orgelabteilung der Universität, die es erlauben würde, aufgrund der einzigartig intensiven Ausbildung in den liturgisch-praktischen Aspekten des Orgelspielens die besten Kräfte des Landes anzuziehen und künftige Domorganisten hervorzubringen. Das zu verwirklichen soll auch der Bau einer (europäischen) Übungsorgel mit zwei Manualen und 14 Registern helfen; dieses Instrument soll in einem neuen Gebäude mit einem akustisch perfekt geplanten Musiksaal für 75 Sänger aufgestellt werden. Und nichts wünscht man sich sehnlicher als die Einweihung durch Kardinal Schönborn . . .

Persönliches Resümee

Mozarts Krönungsmesse war ein Highlight, aber nicht das einzige. Vieles an kirchlicher Musik konnte ich meinen Studenten in diesen Jahren nahe bringen, die alte Polyphonie wie das Neue Geistliche Lied und Spirituals, Choral und Rezitation, Klassik und Romantik.

Die Arbeit im 9000 km von Wien entfernten St. Lawrence Center der University of Kansas war musikalisch wie persönlich eine enorme Bereicherung, in jeder Hinsicht horizont-erweiternd. Die Begegnung mit einer fremden, aber wissensdurstigen Kultur, die unsere Geschichte und Kultur sehr hoch schätzt, lehrt die Notwendigkeit gegenseitigen Respekts, der gerade in der Musik, einer so subjektiven Kunst, unabdingbar ist. Dies zu vermitteln war auch eine der Stärken der Professoren an der Universität, deren Doktoratsprogramm ich in zwei Jahren bewältigen konnte. Noch immer sind die USA unter den wenigen Ländern, die ein künstlerisches Doktorat anbieten, wobei die Anforderungen an künstlerische Reife und Wissen in Orgelkunde, Musikgeschichte und Musiktheorie gleichermaßen hoch sind.

Wir Musiker waren schon immer ein fahrendes Volk. So wie unzählige Musiker in unsere Heimat gekommen sind, um zu lernen und sich musikalisch zu vervollkommen, so müssen auch wir vielleicht in die Welt hinaus, um unsere eigene Musiktradition aus der Ferne zu betrachten, sie mit Fremdem zu vergleichen und so neu schätzen zu lernen. Und dafür ist auch Kansas ein hervorragend geeigneter Ort.